



# Feministisch-kritisches Denken im 21. Jahrhundert

Ein Gespräch mit Cornelia Klinger

*Ulrike Knobloch: Wir möchten gern mehr über Ihren Zugang zur feministisch-kritischen Theorie erfahren. Wie sind Sie zum feministisch-kritischen Denken gekommen?*

Cornelia Klinger: Also ehrlich gesagt finde ich die persönliche Frage, wie ich dazu gekommen bin, relativ uninteressant. Wir haben in den letzten Jahren eine Welle von Versubjektivierung aller möglichen Fragestellungen und ich finde, das lenkt uns von den Sachen ab. Diese Versentimentalisierung und Verpersönlichung von sachlichen Problemen, das ist mir generell suspekt. Aber wenn Sie es nun unbedingt wissen wollen: Wie soll ich dazu gekommen sein? Einerseits war es die Erziehung und das feministische Bewusstsein meiner Mutter, wodurch ich sehr früh auf Fragen der Geschlechterordnung und der Geschlechterverhältnisse aufmerksam geworden bin. Und dann bin ich in der Zeit der zweiten Frauenbewegung gross geworden, in der zweiten Generation dieser Welle, es gab (und gibt) einige Kolleginnen, die älter sind, und ich bin dann als Studentin und junge Assistentin in diese Kreise hineingekommen, wie gesagt mit dem Vorwissen, das mir meine Mutter beziehungsweise mein Elternhaus vermittelt hat, denn auch mein Vater war ein guter Feminist, was vielleicht damit zusammenhing, dass er nur eine Tochter hatte und es keine Geschwister gab. Ein bisschen interessanter sind vielleicht die Entwicklungen der späteren Jahre, auf die wir ja noch zu sprechen kommen werden.

---

**Prof. Dr. Cornelia Klinger**

Permanent Fellow am Institut für die Wissenschaften vom Menschen in Wien. Ausserplanmässige Professorin für Philosophie an der Universität Tübingen.

**Dr. Ulrike Knobloch**

Oberassistentin mit Schwerpunkt Gender am Departement Sozialwissenschaften der Universität Fribourg und selbständige Wissenschaftlerin im Bereich Ökonomie, Ethik und Geschlecht.

*Feministisch und kritisch, das sind ja eigentlich zwei ... [es sollte noch ›Entwicklungsschritte‹ folgen] ...*

CK [unterbricht]: ... nein, das ist eins, sie können das »kritisch« streichen. Feministisch und kritisch sind eins, feministisch ist kritisch. Feminismus hat das Anliegen, die gesellschaftlichen Verhältnisse, so wie sie sind, zu verändern – und das ist Kritik. Um das zu tun, müssen Sie eine Kritik



entwickeln, Sie müssen begründen, warum die bestehenden Verhältnisse nicht in Ordnung sind, und das heißt, Sie müssen sie kritisieren und dann müssen Sie sie verändern. Denn Feminismus ist keine Geschlechtertheorie, Geschlechtertheorien wurden ja von Männern immer schon geschrieben: Wie ist das Weib, was will das Weib, was ist Männlichkeit, also Geschlechtertheorien in einem affirmativen oder zumindest konstatierenden Sinne, was sind Geschlechter, wozu sind sie gut oder so. Und Feminismus ist in meinen Augen keine Geschlechtertheorie, ganz explizit nicht, sondern zielt auf die Veränderung der Geschlechterordnung, und das ist per se kritisch, das kann gar nicht anders sein. Insofern können Sie eigentlich das »kritisch« nach »feministisch« streichen.

*Wenn Sie sagen, feministische Theorie ist immer auch kritisch, so gilt das umgekehrt ja nicht, kritische Theorie ist nicht immer schon feministisch.*

Ja, das stimmt.

*Warum ist die kritische Theorie bzw. das kritische Denken so lange geschlechtsblind geblieben?*

Damit setze ich mich in dem Text ›Von Blinden und Lahmen‹ auseinander. Mein erster Impuls ist zu sagen, im Vergleich zu anderen philosophischen oder auch soziologischen Theorien ist die Kritische Theorie der Frankfurter Schule nicht geschlechterblind, sondern sie ist eine der wenigen Theorien, die sich überhaupt – wenn auch von Ferne – mit der Kategorie Geschlecht befasst. Deshalb ist zunächst einmal eine Verteidigung angesagt. Wenn wir sie mit anderen Schulen vergleichen, zum Beispiel mit der Phänomenologie, so ist die Kritische Theorie wesentlich weniger geschlechtsblind, allerdings nur eingeschränkt, und das betrifft dann auch die ganze kritische Theorie seit der Aufklärung. Es hat immer schon, also auch schon vor der Mitte des 20. Jahrhunderts, also vor der Frankfurter Schule, eine Auseinandersetzung auch von männlichen Autoren und Theoretikern mit der Geschlechterfrage gegeben, zum Beispiel von John Stuart Mill, Condorcet oder anderen. Sie sind allerdings innerhalb des im allgemeinen Sinne kritischen oder aufklärerischen Ansatzes eine Minderheit geblieben, und die Aussagen, die sie gemacht haben, sind allgemein geblieben, das heißt, sie haben sich nicht wirklich intensiv damit befasst – vielleicht mit Ausnahme von Mill wegen Harriet Taylor. Und dafür habe ich keine andere Erklärung, als dass es einer Art von kollektiver Betroffenheit bedarf, um sich mit einer sozialen Frage wirklich auseinanderzusetzen und eine Theorie zu entwickeln. Und das geschieht erst, wenn die von diesem sozialen Unrecht Betroffenen selber eine Stimme bekommen. Für andere sprechen kann



man im Allgemeinen, und das ist auch getan worden. Aber »das konkrete Andere« – mit Seyla Benhabib gesprochen – das muss selbst erst einmal eine Stimme gewinnen, und zwar auch in einem gewissen Sinne in einer kritischen Masse.

Es haben sich auch nicht alle Frauen von Anfang an kritisch über Geschlechterverhältnisse geäußert. Im Gegenteil: Die wenigen Frauen, die aufgrund besonderer Anstrengungen oder vielleicht auch sozialer Privilegierung in den Denkbetrieb hineingekommen sind, haben versucht, sich erst einmal anzupassen und nur ja nicht dieses dicke Fass aufzumachen, von dem sie selbst betroffen waren und mit dem sie sich allein kaum auseinandersetzen konnten. Marie Curie war keine Feministin und das ist genauso wenig ein Zufall und ihr genauso wenig als persönliches Versagen anzulasten wie zum Beispiel Max Horkheimer oder Walter Benjamin als kritischen Theoretikern. Um gesellschaftliches Unrecht systematisch und nicht nur sporadisch und am Rande zu entdecken, bedarf es einer sozialen Bewegung, die dieses Ungerechtigkeitsverhältnis quasi dramatisiert – und dramatisiert sage ich jetzt im positiven Sinne. Die Wirklichkeit verläuft quasi immer affirmativ bis auf besondere Bruchsituationen, wo die Wirklichkeit so nicht mehr weiter geht. Das sind Kriegs- und Revolutionsereignisse, bei denen man merkt, dass die bisher bestehende gesellschaftliche Ordnung am Ende ist und sich irgendwas verändern muss. Und an diesen Bruchpunkten ist das A und O nicht, dass jemand irgendwas denkt – vom Denken hat sich noch gar nichts verändert –, sondern dass es eine soziale Bewegung gibt, und zwar eine kollektive. Und das sind die Arbeiterbewegung, die Frauenbewegung, die Bürgerrechtsbewegungen, das ist zu einem früheren Zeitpunkt auch die bürgerliche Klasse selbst gewesen. Ohne das ändert sich nichts, da passiert nichts. Da gibt es mal die einen oder anderen, die irgendwas denken, aber das verpufft. Die, die es betrifft – bleiben wir beim Beispiel Marie Curie –, die versuchen eher, sich damit zu arrangieren und es gar nicht erst zu thematisieren. So haben doch eigentlich auch die meisten unserer Kolleginnen und Mitstudierenden reagiert: Nur nicht an irgendwas rühren, denn das würde das Individuum zu sehr verunsichern.

Also, das Primäre ist eine soziale Bewegung. Die ist allerdings – und das versuche ich in dem Aufsatz auch deutlich zu machen – irgendwann darauf angewiesen, dass jemand Kritik denkt. Nur mit sozialer Bewegung, nur mit auf die Strasse Gehen, nur mit einem Platz Besetzen oder eine Barrikade Errichten ist es nicht getan. Das sehen wir jetzt auch vielleicht bei den neueren Protestbewegungen. Also wenn eine Protestbewegung nachhaltig wirken will, dann muss sie irgendwann anfangen zu



denken, dann bedarf sie einer Theorie der Gesellschaft und einer Theorie der Veränderung von Gesellschaft.

*Und die Bewegung ist zuerst und danach kommt das Denken?*

Ach, das ist die Frage nach Henne oder Ei ... ich würde sagen, das ist wechselseitig.

*Aber worauf fokussiert feministisch-kritische Theorie, wenn sie der Bewegung vorangeht? Worauf bezieht sich denn feministisch-kritisches Denken?*

Auf vergangene Bewegungen oder auf vergangene Denkbewegungen, denn ganz vom Himmel fällt es in unserer Welt nicht mehr; wir sind ja nicht mehr bei Adam und Eva. Eine Bewegung kann an Vorangegangenes anknüpfen, und das hat die zweite Frauenbewegung auch gemacht. Bevor es eine zweite Welle feministischer Theorie gegeben hat, haben sie sich sehr stark auf Simone de Beauvoir berufen, sie war – wenn Sie so wollen – ein Leuchtturm Ende der 1940er-Jahre. Und was hat die neu entstehende Frauenbewegung in den 1960/70er-Jahre gemacht? Sie hat Beauvoir gelesen. Das heisst, es gibt Rückgriffe, und jede Bewegung gräbt ja auch erstmal die Theorieansätze der Vergangenheit aus. Was haben sie nicht alles ediert in diesen Jahren: Mary Wollstonecraft, Hedwig Dohm ... in jedem Land wen anders. Es gibt also auch die Möglichkeit des Ausgrabens vergangener Bewegungen und ihrer Reflexion und Theorie. Die Frage, ob es erst einmal fünf oder zehn Jahre eine neue Bewegung geben muss, bevor dann eine neue Theorie entsteht, diese Frage stellt sich so gar nicht, weil es diese Vor- und Rückgriffe gibt. Und zum Beispiel jetzt, wo ich sagen würde, dass es zumindest in unseren Ländern keine allzu vitale Frauenbewegung gibt, besteht trotzdem die Möglichkeit, dass Theorie entsteht, und zwar unter Rückgriff auf unterschiedliche Phasen und Konjunkturen in sozialen Bewegungen. Und da kann auch durchaus eine Flaute in der Bewegung eine ›Hausse‹ – wenn ich das so im Börsenjargon sagen darf – ... Bewegung und Theorie können konjunkturzyklisch verschoben sein.

*Das ist eine gute Analyse, wo wir heute im feministisch-kritischen Denken stehen. Wenn wir zurück in die Geschichte schauen: Was sind die wichtigsten Etappen feministisch-kritischen Denkens, feministisch-kritischer Theorie? Wenn wir uns auf das 20. und 21. Jahrhundert beschränken, dann ist es klar, dass gewissermassen vor und um den ersten Weltkrieg eine grosse Bruchlinie verlaufen ist. Durch die Veränderungen, durch den Umsturz auch von politischen Überlieferungen des 19. Jahrhunderts im Ersten Weltkrieg hat sich eine neue Situation ergeben, in deren Folge ja in ver-*



schiedenen europäischen Ländern – aber durchaus nicht durchgängig – Frauen Zugang zum Wahlrecht, das heisst zu den Bürgerrechten und auch zu höherer Bildung und Ausbildung erhalten haben. Das ist die grosse Welle der sogenannten ersten Frauenbewegung. Dass wir mit der Bezeichnung »erste« alles Vorhergehende ausklammern, ist natürlich falsch; wenn man Geschichte schreiben würde – und die gibt es ja auch reichlich –, dann wäre diese Nummerierung hinfällig. Aber wenn wir nur das 20. Jahrhundert bis in die Gegenwart hinein anschauen, dann können wir es von mir aus bei dieser Benennung belassen.

In dieser Phase ist eigentlich – ich würde das immer noch sagen, aber vielleicht ist das meine eigene Kühnheit – das Patriarchat untergegangen, und zwar nicht so sehr das Patriarchat, das im Geschlechterverhältnis eine Rolle spielt, sondern das politische und gesellschaftliche Patriarchat; also das heisst: Es sind die grossen letzten Monarchien oder Imperien untergegangen, das russische, preussische und andere kleine wie das bulgarische. Indem das Erbprinzip ausfiel und die Monarchie ausfiel und im Übrigen auch in der Ökonomie das Familienkapital, der Familienbetrieb, das betrachte ich – und ich weiss, ich stehe da einermassen allein und würde das gern mal genauer verfolgen – als das Ende des Patriarchats. Das würde ich tatsächlich plus minus datieren als das Ergebnis des ersten Weltkriegs, sozusagen das Ende der Väterherrschaft in Politik und Wirtschaft.

Das ist nun längst nicht das Ende der männlichen Dominanz in der Gesellschaft, aber diese Väterherrschaft, also die Herrschaft des Vaters im Staat und im Wirtschaftsbetrieb, wird gewissermassen ersetzt durch die Herrschaft von Brüdern. Das heisst, die grossen totalitären Systeme des 20. Jahrhunderts beziehen sich nicht mehr auf Familienväter. Weder Hitler noch Stalin noch andere sind in diesem Sinne Familienväter, sondern das sind Führer von Männerhorden. Das heisst, es hat einen Wandel in der Männerherrschaft gegeben, den ich für nicht ausreichend reflektiert und untersucht halte, und mit diesen Phänomenen haben wir es immer noch zu tun.

Dann gibt es wiederum eine Senke in der Frauenbewegung, das heisst, es gibt einen Backlash, den ich durchaus mit Faschismus und Nationalsozialismus in Beziehung bringen würde und dem Krieg. Jeder Krieg ist irgendwo auch ein Backlash gegen die Rechte von Frauen, die einmal erworben sind. Danach hat es lange gebraucht, bis sich eine zweite, grössere Frauenbewegung entwickelt hat, und das war im Anschluss an die Reflexion über die Jahrhundertmitte erst in den 1960/70er-Jahren wirklich der Fall. Von dieser wieder aufsteigenden Welle der Frauenbewegung hat dann auch der akademische Bereich oder der Wissensbe-



reich profitiert, das heisst, es sind Frauen in grösseren, nennenswerten Zahlen in den Wissensbetrieb hineingekommen, und zwar so weit, dass bestimmte Studienbereiche heute überwiegend von Frauen bestritten werden, bis auf wenige Domänen, die hauptsächlich in den naturwissenschaftlichen, technischen Fächern liegen. Der grosse Gewinn, den die zweite Frauenbewegung machen konnte, liegt also eher auf dem Gebiet des Wissens als des Handelns. Im Handeln hat sich nicht so furchtbar viel geändert, aber im Wissen. Und das ist jetzt keine Wertigkeit, das soll nicht heissen, dass ich das eine wichtiger finde als das andere, sondern es ist nur der Versuch einer Beschreibung.

Von dieser grossen zweiten Welle – mit der Zählung 20. Jahrhundert – hat dann auch die feministisch-kritische Theorie profitiert beziehungsweise sie hat sich auf dieser Bewegung entwickelt, das war quasi die Basis, eben auch des quantitativ bedeutsamen Zugangs von Frauen zum Studium und zur Wissensrezeption und Wissensproduktion. Das ist die Basis der feministisch-kritischen Theorie, von der ich sagen würde, dass sie gut floriert und sehr geblüht hat bis ungefähr Mitte/ Ende der 1990er-Jahre. Und seitdem – das hat auch mit Generationswechsell zu tun und mit einer gewissen Selbstverständlichkeit – sind zwar die Ergebnisse dieser Entwicklung institutionalisiert worden, aber die Entwicklung selber kommt auch wieder zum Stillstand; da habe ich mich mit vielen Kolleginnen meiner Generation oder ein wenig älteren unterhalten, und wir datieren das eigentlich ziemlich übereinstimmend auf Mitte/Ende der 1990er-Jahre. Es findet dann Eingang in die Institutionen, dass jetzt an den Universitäten, Hochschulen und Schulen in irgendeiner Weise Gender-Studies unterrichtet werden, das ist die Folge der Institutionalisierung, die aber gleichzeitig auch leider ... und da sehe ich jetzt keinen Kausalzusammenhang, also ich sage jetzt nicht, die Institutionalisierung hat eine Erstarrung herbeigeführt, das wäre ganz ungerecht – ich würde sagen, Gott sei Dank hat eine Institutionalisierung stattgefunden, aber gleichzeitig ist die ›Produktion‹ zurückgegangen, ich würde sagen, aufgrund des erheblichen Widerstandes oder besser der erheblichen Widerstände, die der Wissensturm der Gesellschaft auch leistet. Das heisst, es ist uns nicht gelungen, wirklich und umfassend in die Bastionen männlicher Vorherrschaft auch im Wissensbereich hineinzugelangen, also da haben wir an den Rändern gekratzt, aber wir haben das Gebäude nicht umgestürzt. Und aus diesem Grund kommt es immer wieder auch zu diesem Rückstossproblem.

*Ist das nicht wiederum ein Thema, mit dem sich feministisch-kritisches Denken im 21. Jahrhundert auseinandersetzen müsste, zum Beispiel die Ver-*



*marktung des Wissens, der Zwang zur Drittmittel-Akquise, das New Public Management an den Hochschulen, ProfessorInnen als ManagerInnen?*

Ja, Sie haben völlig Recht, das habe ich noch gar nicht berücksichtigt in meinen Ausführungen. Dieser Backlash hat damit zu tun, dass es diese Art von akademischem Wissensbetrieb, in den die Frauen ursprünglich mal rein und die Machtverhältnisse ändern wollten, den gibt es ja gar nicht mehr. Sondern dieser Betrieb hat sich selber auf eine Weise verändert, die ich ganz klar als *Zerstörung des Wissens* betrachten würde und die zu einer Art von Ökonomisierung oder Vermarktlichung des gesamten Wissensbetriebs geführt hat. Sie führt wahrscheinlich in absehbarer Zukunft, wenn sich nicht endlich irgendwann mal Widerstand dagegen regt und sich auch durchsetzt – er regt sich ja schon –, nicht nur zu einer Zerstörung des feministisch-kritischen Wissens, sondern wird weit darüber hinausgehen. Da bin ich sehr pessimistisch, was die gesamte Entwicklung angeht. Da gibt es entweder einmal einen grossen Crash oder, was wahrscheinlicher ist, ein Platzen der Bildungsblase, wenn es das gibt, dann gibt es hoffentlich auch eine Art Protestbewegung gegen diese Art von meiner Ansicht nach vollkommen sinnloser und falscher Ökonomisierung des Wissens. Das kann so nicht funktionieren oder es funktioniert so und hat dann eine so grundlegende Veränderung unserer Wissensverhältnisse zur Folge, dass wir alle einpacken können und irgendwas anderes tun sollten im Leben.

*Ich hänge dem noch nach, dass Sie sagen, Frauenbewegung und feministische Theorie seien Mitte/Ende der 1990er-Jahre zu einem vorläufigen Ende gekommen.*

Nein, so nicht, denn es gibt ja Ausläufer und Auswirkungen in die Institutionen: Es gibt Lehre und Unterricht und haufenweise Handbücher und Dissertationen und Habilitationen. Aber es ist ein bisschen die Luft raus, und das hat zu tun mit allgemeinen Veränderungen im Wissensbetrieb, an die Sie mich ja gerade erinnert haben.

*Sie hatten in einem Aufsatz von 2003 einen social (re)turn, also die Rückwendung zum Sozialen gefordert. Ist das weiterhin die Aufgabe feministischer Theorie oder beschränkte sich diese Forderung auf die 2000er-Jahre?*

Nein, ich fürchte, das gilt heute noch, allerdings hatte der *social (re)turn* ja einen anderen Bezugspunkt, nämlich den *cultural turn* im Feminismus, aber nicht nur dort: In der Theorieentwicklung der 1980/90er-Jahre hat der *cultural turn* eine grosse Rolle gespielt und den wollte ich mit der Forderung nach einem *social (re)turn* auch überhaupt nicht in Frage stellen, sondern fand es ausgesprochen wichtig und notwendig und un-



vermeidlich und weiterführend, dass es diesen cultural turn gegeben hat. Es ging also nicht nur um die Frage, wie viele Frauen studieren jetzt welche Fächer, sondern der kulturelle Hintergrund, Untergrund, Überbau – je nachdem in welcher Terminologie oder Metaphorik Sie das ausdrücken wollen – ist beleuchtet worden, die Sprache untersucht worden, die Geschlechterverhältnisse in der Religion und in anderen Bereichen, im Film, in der Literatur, in allen Bereichen, die zum Bündel von Kultur oder streng marxistisch gesprochen zum Überbau gehören. Ich würde sagen, der *cultural turn* bestimmt die symbolische Ordnung der Gesellschaft, und das sind nicht nur irgendwelche Sahnehäubchen oben drüber, die uns nicht zu interessieren haben, sondern es geht im Sinne der Arbeiterbewegung oder des Proletariats um die Produktionsverhältnisse, die Produktionskräfte und ihre Gegengewichte. Es war wichtig, diese symbolische Ordnung zu ... [*Mitten zwischen uns fällt ein Blatt von dem im Büro stehenden Baum. Wir müssen beide lachen und überlegen kurz, inwiefern sich hier symbolische Ordnung oder Natur Ausdruck verleihen.*] ... Ich fand den *cultural turn* ausgesprochen sinnvoll, das heisst das Durchforschen der symbolischen Ordnung der Gesellschaft als einer Dimension, in der gerade das Geschlechterverhältnis, aber auch andere, sehr grundlegende gesellschaftliche Ordnungen verankert sind. Und wenn man das nicht ändert, wenn man also die Bilder nicht ändert, die Worte nicht ändert, die Terminologie, in der gesprochen wird, die Strukturen, in denen gedacht wird, dann erreicht man *à la longue* nicht viel. Und deshalb war dieser *cultural turn* wichtig und unvermeidlich. Er hat stattgefunden in guten Jahren, wo die Basis schon gelegt war und schon viel erreicht worden war. Und auf diesen erreichten Ergebnissen konnten Frauen sich dann diesen symbolischen Ordnungen widmen, die Theologinnen, die Philosophinnen, die Literaturwissenschaftlerinnen, die angefangen haben, die Kunsttheoretikerinnen und noch viele andere. Das war enorm wichtig, führte allerdings nach einer gewissen Zeit dazu – und zwar nicht nur aufgrund der inneren Logiken, die sich immer mehr auch disziplinär entfaltet haben, die sich immer mehr verfeinert haben –, dass sie sich dann in den Verästelungen auch irgendwo verloren haben, während in der Wirklichkeit der globalen Gesellschaft eine ungeheure Explosion stattgefunden hat, für die ich vielleicht die Bezeichnung ›Neoliberalismus‹ zusammenfassend verwenden darf, und die zu einem enormen Anwachsen sozialer Ungleichheit geführt hat. Aus diesem Anwachsen sozialer Ungleichheit ist Geschlecht nicht draussen, ist nicht verschont geblieben durch die Erfolge der früheren sozialen Bewegungen oder gar der Kulturbewegungen. Sondern mitten in diesen Erfolgen, den Erweiterungen und Ausdehnungen, immer weiteren Ver-





ästelungen und Verfeinerungen, hat es diese Bewegungen kalt erwischt, aber das haben sie nicht gemerkt, weil sie sich da irgendwo weit, weit oben und weit weg aufgehalten haben. Und als die Wirklichkeit mit neuen Kriegen, mit neuen ökonomischen Auseinandersetzungen und mit einem rabiaten Umbau der Gesellschaft aufwartete, war das der Hintergrund zu sagen, es braucht einen *social (re)turn*. Und das war keine Kritik an den *Cultural Studies*, sondern nur der erschrockene Blick aus dem Fenster, um zu schauen, was da draussen abgeht, und zwar nicht nur vor unserer eigenen Haustür, sondern global, das Anwachsen von Care-Chains oder die Rückkehr auch privater Sorgenotwendigkeiten, der Abbau des Sozialstaates, des Wohlfahrtsstaates und so.

Cultural turn und social (re)turn ...  
... stehen in keinem Gegensatz, ...

*... sondern laufen parallel, man braucht beides, muss beides weiter verfolgen.*  
Ja, so ist es, ganz genau.

*Aber hat der social (re)turn denn schon stattgefunden oder steht er nicht erst noch bevor? Sie haben ihn in Ihrem Text von 2003 ja als Forderung formuliert.*

Ich würde sagen, wir sind da hart dran. Also es hat dann ja, ausgehend wieder hauptsächlich von der feministischen Theorie und informiert durch den *cultural turn*, eine Erweiterung der Perspektive auf *Race, Class and Gender* gegeben, also das heisst auf die *Intersections* zwischen verschiedenen Arten sowohl kultureller als auch sozialer Ungleichheitslinien – und das habe ich damals als Einlösung dieser Forderung verstanden, die den *cultural turn* nicht überflüssig gemacht hat, sondern die sich mit dem Wissen über die Kategorien Ethnizität und Geschlecht und irgendwo auch Klasse den grossen Achsen der Ungleichheit – wie wir es damals genannt haben – wieder zugewandt hat. Insofern würde ich es sagen, da war die Theorieentwicklung hart am Wind, und das war richtig, dass in diesen Jahren international eine solche Erweiterung stattgefunden hat. Wenn sie auch nicht unbedingt eine grosse Breitenwirkung im Sinne einer neuen sozialen Bewegung gefunden hat, so waren die Diskussionen, die da in den letzten Jahren abgelaufen sind, doch ziemlich kräftig.

*Welches sind denn heute Ihre Forschungsschwerpunkte im Rahmen der feministisch-kritischen Theorie?*

Aus dieser Intersektionalitätsdiskussion herauskommend, hat sich bei



mir eine gewisse Ermüdung eingestellt. Ich hatte irgendwann das Gefühl, ich habe in der Intersektionalitätsfrage nicht mehr viel Neues zu sagen – was sich allerdings wieder gedreht hat in der letzten Zeit. Ich finde, *Race, Class and Gender* sind global die grossen Achsen sozialer Ungleichheit und ob man dann noch Sexualität und Behinderung oder Jugend und Alter oder sonstwas als Achsen dazu nimmt und wie sich das verhält, das war mir an irgendeinem Punkt zu sehr von den Personengruppen her gedacht und ermüdend. Andere haben da weiter gedacht und sind auch weiter gekommen. Das ist jetzt sehr persönlich gesprochen, und ich nehme damit noch einmal Bezug auf die Ausgangsfrage nach dem eigenen Weg. Der eigene Weg hat mich von der Intersektionalitätsfrage weggeführt, weil ich das Gefühl hatte, wenn wir uns immer nur über Personengruppen oder Individuen unterhalten, die sich wegen der einen oder anderen Zugehörigkeit von einer benachteiligenden Situation mehr oder weniger betroffen fühlen – also ob sie sich mehr als Frauen oder mehr als islamische Frauen oder mehr als Arbeiterinnen von Unrecht in der Gesellschaft verfolgt fühlen – das scheint mir ein wenig müssig zu sein. Und ich will auch sagen warum: Weil es ins Endlose geht. Und dann habe ich überlegt, was denn die Strukturen sind, und dabei bin ich auf das Sorgethema gestossen, mit dem ich mich vorher kaum beschäftigt hatte. Das war in meiner Arbeitsbiografie keine grosse Haltestelle. Ich habe mit der Care-Ethik-Diskussion der 1980er-Jahre nichts oder sehr wenig zu tun gehabt, vielleicht durch persönliche Bekanntschaft mit Personen, die sich damals damit auseinandergesetzt haben, insofern schon. Aber selber habe ich mich damit nicht beschäftigt, nicht aus einer dezidierten Ablehnung heraus, sondern es ist an mir vorübergeglitten oder ich bin daran vorübergeglitten. Denn das Leben ist kurz und man kann sich nicht mit allem befassen. Insofern habe ich auch die feministische Ethik-Diskussion, die am Care-Begriff angeknüpft hat – ausgehend von Carol Gilligan und international und so weiter –, die habe ich irgendwie verpasst.

Aber seit Mitte der 2000er-Jahre ist die Care-Debatte von einer ganz anderen Seite her wiederaufgekommen, nämlich durch die Ökonomie. Und aus dieser Perspektive hat mich das dann viel mehr interessiert, nämlich von der sehr simplen Fragen ausgehend: Welche Art von Arbeit bewirkt in unserer Gesellschaft Ungleichheit? Was tue ich, wenn ich besser oder schlechter gestellt bin? Und diese so unglaublich simple Frage hat mich zur Sorgearbeit geführt, wo ich den Eindruck habe, wer immer das tut – und zwar, wer immer das ganz am unteren Ende und im Dreck tut, also sozusagen im Schmutz unserer Hinfälligkeit und Zufälligkeit – der oder die, und hauptsächlich die, kommt mit dieser Art von



Dreck in Berührung, wird dadurch sozusagen zu einer Unberührbaren und wird dafür, dass sie diese Arbeiten tut, in jeder Hinsicht bestraft, also schlecht bezahlt, verachtet und so weiter. Das gilt nur für den Kontakt mit der körperlichen Arbeit, namentlich der körperlichen Arbeit am Menschen, nicht an Maschinen, denn da hat zwar spät, aber dennoch ein Sinneswandel stattgefunden, eigentlich mit dem Industrialisierungsprozess, also dass die Arbeit an Dingen, die Herstellung von Lebensmitteln nicht mehr dieser Art Verachtung unterliegt, hat – sehr simpel gesagt – mit dem Industrialisierungsprozess, mit dem Technisierungsprozess zu tun, dass das zu einer wichtigen und auch bildungsintensiven Arbeit wurde, in der man sich auskennen musste. Während man sich ja angeblich mit der Betreuung von Kindern oder Alten nicht auskennen muss: Das kann man Leuten überlassen, die die Sprache nicht sprechen, die dafür nicht ausgebildet sind, die übrig bleiben. Und diese Menschen sind dann für das zuständig, was das Zentrum jeder Arbeit ist, nämlich die Arbeit am Menschen. Von dieser Überlegung her, welche Arbeit wie bewertet wird, bin ich zum Thema Sorgearbeit gekommen, und das in einer Zeit, wo diese Sorgearbeit zumindest für die avancierten Gesellschaften, die Industriegesellschaften, zu einem riesigen Problem geworden ist, wo es haufenweise schlechte Lösungen gibt – nämlich das machen die Frauen, die zu Hause sind, oder das macht der Wohlfahrtsstaat aushilfsweise –, wo diese Konzepte in die Krise geraten sind und wo wir unter dem Einfluss von Neoliberalismus einerseits eine Vermarktlichung, Industrialisierung, auch Technisierung dieser Art von Arbeit am Menschen erleben und andererseits die Einsicht, dass sich das nicht definitiv vermarktlichen und technisieren lassen wird, sondern dass da unbearbeitete, unbewältigte Reste bleiben. Dadurch entstehen dann wieder grosse Ungleichheiten: Wer kann sich so was leisten und wer kann sich das nicht leisten? Für wen wird das getan und für wen wird das nicht getan? Und damit kommt diese Sorgearbeit ganz ins Zentrum unserer gesellschaftlichen Auseinandersetzungen. Und da bin ich jetzt, das sind die Punkte, die mich im Moment und vermutlich noch auf einige Zeit in der Zukunft beschäftigen werden.

*Wenn wir das jetzt mit Ihren früheren Überlegungen verbinden, dass wir eine Bewegung brauchen, um auch in der feministisch-kritischen Theorie weiterzukommen: Ist das nicht gerade im Bereich der Sorgearbeit unmöglich?*  
Nein, das findet gerade statt.

*Ja, aber wie soll diese Bewegung aussehen, wenn Krankenschwestern nicht streiken und Mütter nicht auf die Strasse gehen? Ist es nicht schwierig für Sor-*



*gearbeiterinnen, öffentlich sichtbar ihre Arbeit niederzulegen oder Teil einer Bewegung zu werden?*

Das ist ein nicht mehr zeitgemässes Verständnis von Bewegung. Bewegungen finden heute per Knopfdruck oder per Twitter statt. Das können Mütter genauso wie Krankenschwestern. Und vor allem die Krankenschwester hat noch eine Verbündete, nämlich die kranke Person. Zudem sind Care-Manifeste, Care-Revolutionen angesagt. Dass Sorgearbeiterinnen sich anders organisieren müssen als zum Beispiel die Arbeiterbewegung im 19. Jahrhundert, das finde ich ganz naheliegend, bin aber nicht so pessimistisch. Also ich denke, dass sich unsere Kommunikationsprozesse dahingehend entwickelt haben, dass das möglich ist, da wird getrommelt und gepfiffen auf diesem Gebiet, vor allen Dingen unter der Voraussetzung, dass die Krisen zunehmen, dass die einen nichts mehr zu arbeiten haben und die anderen nicht mehr versorgt werden. Meiner Ansicht nach sind das – jedenfalls in der industrialisierten westlichen Welt – die Konflikte, die in den nächsten Jahren und Jahrzehnten zum Tragen kommen werden, es sei denn, dass uns ganz andere Kriege, wo es um Rohstoffe oder anderes geht, wieder davon ablenken.

*Und was ist die Aufgabe der feministisch-kritischen Theorie an diesem Punkt? Das in allen Schattierungen sichtbar zu machen? Was ist feministisch-kritisches Denken, wenn wir die Sorgedebatten in den Fokus nehmen?*

Da gibt es sicher nicht nur eine Aufgabe, sondern sehr viele Aufgaben, und da sind auch sehr viele Leute an ganz unterschiedlichen Stellen tätig. Also es gibt einerseits in der Sorgewirtschaft beziehungsweise in der Sorgereise selbst viele Überlegungen, die da weitergehen. Und wenn Sie mich persönlich fragen, würde ich sagen, es geht um das, was Theorie immer tun muss, nämlich nachdenken und vorausblicken. Und nachdenken bedeutet auch oder hat für mich in den letzten Jahren bedeutet, eben diese Sorgeregime zu untersuchen, die die Gesellschaft hat und die mehr oder weniger unbedacht sind, weil sie in der Gesellschaftstheorie als geschlechtsspezifisch ausdifferenziert nicht wirklich vorgekommen sind. Ich war neulich bei einem grossen Kongress über soziale Ungleichheit und da geht es um drei Modelle von Arbeitern, nämlich den Ingenieur, den Landarbeiter und den Industriearbeiter. Aber die meiste Arbeit, die Sorgearbeit und das, was ich Arbeit am Menschen nenne – die ich übrigens noch mit sehr viel mehr als Pflege, nämlich auch mit Erziehung und Kommunikation in Verbindung bringen würde –, kommt eigentlich immer noch kaum vor, und da ist mein Impetus und mein Motiv, das eben auch sichtbarer zu machen, und zwar auch mit Be-



zug auf die Vergangenheit: Wie hat sich das verändert zwischen dem 18. Jahrhundert und dem 21. Jahrhundert? Welche Konzepte gibt es? Was bedeutet Welfare-Mix, wo man versucht, diese eigentlich verschiedenen, vollkommen unzulänglichen Konzepte miteinander zu verbinden? Diese unterschiedlichen Konzepte historisch anzuschauen, auf die Gegenwart zu beziehen und in die Zukunft weiterzudenken, das ist es, was ich als meinen Teil dieser Arbeit heute auffassen würde. Und andere tun Gott sei Dank anderes, insofern kann ich diese Frage nicht vollständig beantworten.

*Wie könnte, so einfach wie möglich, deutlich gemacht werden, wie das feministisch-kritische Denken vorgeht? Wenn feministisch-kritisches Denken Sorgearbeit zum Thema macht, was ist dann anders? Wie lässt sich das andere des kritischen Denkens verdeutlichen? Oder ist das zu schwierig?*

Nein, das ist ganz einfach zu beantworten: indem wir kritisches Denken von anderen Ansätzen abgrenzen, zum Beispiel von neoliberalen Bedenken gegenüber der Sorgefrage oder dem katholischen, denn die Kirche hat sich ja auch immer sehr mit den Sorgefragen befasst und dabei sehr stark auf die Erhaltung der Familie abgestellt. Die Neoliberalen versuchen es mit Mitteln, die der kirchlichen Seite ganz entgegengesetzt sind, vor allem mit Vermarktlichung und mit der Bildung von Konzernen. Das kritische Denken lässt sich gut auf folgenden Punkt bringen, wenn Sie mir diese Vereinfachung erlauben: Sowohl die kirchlichen als auch die neoliberalen Überlegungen zur Organisation von Lebenssorge – das ist mein Begriff dafür –, die finden Lösungen, die sehr stark – ich will nicht sagen, dass sie auf Ungleichheit abzielen, aber sie haben Ungleichheit zwischen Menschen zumindest zur Folge. Das betrachte ich aus einer gesellschaftskritischen Perspektive als ungerecht. Es geht um die Frage, wie wir mit Lebenssorge in einer Gesellschaft umgehen, die dieses Problem eigentlich nie wirklich in den Griff bekommen hat, ausser hierarchisch und ausser durch extreme Spreizungen zwischen denen, die davon profitieren, und denen, die dafür einzustehen haben. Der kritische und feministische Ansatz zeigt, wie damit umzugehen wäre, und zwar in einer Weise, die noch nie stattgefunden hat – das muss ich ganz deutlich sagen –, nämlich unter Vermeidung von solchen Spreizungen zwischen den Akteuren und Akteurinnen. Das heisst, wie verteile ich diese Arbeit und nicht nur diese Arbeit, sondern auch dieses Leben gerecht? Das ist eine nicht gelöste Frage. Es hat so nie stattgefunden, es gab ein patriarchales Modell, es gab ein wohlfahrtsstaatliches Modell, es gibt ein neoliberales Modell, die Kirche hat auch irgendwelche Ideen, und alle diese Ideen sind zumindest in meinen feministisch-



kritischen Augen falsch, weil sie diese Ungerechtigkeits- und Ungleichheitsfrage nicht in den Blick nehmen.

Der Wohlfahrtsstaat hat sich zwar bemüht, das eher auszugleichen, aber ohne Erfolg, obwohl er vielleicht noch das fortschrittlichste Konzept entwickelt hat – bis dato. Und das ist für mich der entscheidende Unterschied zwischen einem kritischen und namentlich einem feministischen Ansatz, weil gerade das Sorgethema sehr zentral am Geschlechterverhältnis und an der Geschlechterordnung gehangen hat beziehungsweise hängt. Aber – und das ist jetzt auch das Schöne im Rückblick auf die Intersektionalitätsdebatte – das Sorgethema problematisiert beziehungsweise involviert auch Ethnizität und Klasse. Denn wo *Intersections* am Werk sind, das ist gerade in der Lebenssorgearbeit. Von daher ist das also kein Zurücklassen einer alten Diskussion, die ich irgendwann einmal unbrauchbar fand, sondern ich hab in diesem Abwenden von den Gruppen und Individuen und dem Hinschauen auf die gesellschaftlichen Funktionen und Tätigkeiten die Antwort auf die damals so unbeantwortbare und so unendlich erscheinende Frage gefunden. Meine Kategorien, die sich als Formen von Ungleichheit überschneiden, die finde ich da wieder, und das war für mich in den letzten Jahren die wirkliche Entdeckung.

*Vielen herzlichen Dank für dieses erhellende Gespräch, in dem mir vieles klarer geworden ist und in dem die ganze Kraft des feministisch-kritischen Denkens spürbar wurde.*



## Literatur zum Weiterlesen

- Klinger, Cornelia (2014a): Gender in Troubled Times: Zur Koinzidenz von Feminismus und Neoliberalismus. In: Fleig, Anne (Hg.): Die Zukunft von Gender. Begriff und Zeitdiagnose. Campus, Frankfurt a.M. S. 126–160.
- Klinger, Cornelia (2014b): Selbstsorge oder Selbsttechnologie? Das Subjekt zwischen liberaler Tradition und Neoliberalismus. In: Aulenbacher, Brigitte; Dammayr, Maria (Hg.): Für sich und andere sorgen. Krise und Zukunft von Care in der modernen Gesellschaft. Beltz Juventa, Weinheim. S. 31–39.
- Klinger, Cornelia (2013): Krise war immer ... Lebenssorge und geschlechtliche Arbeitsteilung in sozialphilosophischer und kapitalismuskritischer Perspektive. In: Appelt, Erna; Aulenbacher, Brigitte; Wetterer, Angelika (Hg.): Gesellschaft. Feministische Krisendiagnosen. Westfälisches Dampfboot, Münster. S. 82–104.
- Klinger, Cornelia (2012): »Ich seh etwas, was Du nicht siehst ...«. Zum Verhältnis von Kritischer und Feministischer Theorie oder: Von Blinden und Lahmen. In: Völk, Malte; Römer, Oliver; Schreull, Sebastian; Spiegelberg, Christian; Schmitt, Florian; Lückhof, Mark; Nax, David (Hg.): »... wenn die Stunde es zulässt«. Zur Traditionalität und Aktualität kritischer Theorie. Westfälisches Dampfboot, Münster. S. 258–288.
- Klinger, Cornelia (2008): Überkreuzende Identitäten – Ineinandergreifende Strukturen. Plädoyer für einen Kurswechsel in der Intersektionalitätsdebatte. In: Klinger, Cornelia; Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.): Überkreuzungen: Fremdheit, Ungleichheit, Differenz. Westfälisches Dampfboot, Münster. S. 38–67.
- Klinger, Cornelia (2003): Ungleichheit in den Verhältnissen von Klasse, Rasse und Geschlecht. In: Knapp, Gudrun-Axeli; Wetterer, Angelika (Hg.): Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II. Westfälisches Dampfboot, Münster. S. 14–48.